

Worte zum Geleit

Diese Seiten entstehen, weil ich mir selbst über einiges klar werden möchte. Wenn ich schreibe, dann reflektiere ich meine Gedanken und auch einen Teil der Emotionen in mir. So offenbart sich vieles, wird transparenter, und das hilft mir dabei, das Geschehene zu verarbeiten. Es ist eine Art Selbsttherapie.

Im Grunde schreibe ich für mich selbst. Das bedeutet, dass die Texte nicht diplomatisch sind und sie das auch nicht sein können. Ich kann keine Rücksicht auf die Befindlichkeiten meiner Leser nehmen, weil das meinem Ziel der Selbsterkenntnis entgegenstehen würde. Und so mögen meine Texte für manche unverständlich oder vielleicht sogar unangenehm sein. Letzteres täte mir leid, denn nichts liegt mir ferner, als in anderen Menschen unschöne Gefühle erzeugen zu wollen.

Es ist meine Aufgabe, das, was in mir ist, nach außen zu tragen, damit es nicht länger nur in mir ist, damit ich es betrachten und bewerten kann. Ich will nicht länger Getriebener eines Traumas sein, ich will mein Leben aktiv gestalten und lernen, mit dem, was geschehen ist, zu leben. Das Puzzle in mir muss neu zusammengesetzt werden.

Mein Blick bleibt an einem Bild hängen. Auf dem Foto trage ich keinen Anzug, keine Krawatte. Ich bin nicht geduscht, die Haare sind zerzaust, der Blick ist müde. Das beschreibt meinen momentanen seelischen Zustand recht gut. Dabei ging es mir in der Zeit, als die Aufnahme entstand, blendend. Nur damals war ich gerade aufgestanden, saß halbverschlafen in der Küche und trank Kaffee, als An-

drea plötzlich hereinkam und mich fotografierte. Einfach so. Es war wohl Andreas Lieblingsfoto von mir, denn es steht eingerahmt auf ihrem Schreibtisch.

Durch das Schreiben geht es mir inzwischen wieder besser. Ich bin weit davon entfernt, zu sagen, dass nun alles gut wäre. Dem ist gewiss nicht so. Aber die Trauer und die Erinnerung in mir sind nun an einem neuen Ort, an einem Ort, der sich würdig und richtig anfühlt. Vergessen werde ich niemals, Andrea wird mich mein Leben lang begleiten, und das ist auch richtig so. Ich kann und ich will weiterleben. Andrea wollte es und ich will es auch. Es wird in meinem Leben neue Ziele und neue Menschen geben. Vielleicht wird ein Mensch darunter sein, den ich lieben kann. Das ist ein wunderbarer Gedanke.

Das Foto belasse ich auf dem Sekretär. Es ist zwar nicht wirklich schön, aber es ist ehrlich.

Worte für Andrea

In mir war nichts als Leere. Aber ich wusste, ich würde gleich aufstehen und mich nach vorne bewegen, ich würde mich den Menschen hinter mir zuwenden und reden. Ich, der seinen Platz normalerweise immer nur in der letzten Reihe einzunehmen gedachte, saß an diesem Tag in der ersten Reihe. Ich war niemand, der gern im Mittelpunkt stehen mochte und ich überließ das Reden lieber anderen.

Alles war an diesem Tag anders – ich war anders. Meine Gefühle hatten mich verlassen, und gleichzeitig überwältigte mich die Trauer in mir – Gedanken ließen sich nicht fassen, sie standen still.

In mir war alles wie gelähmt.

Nachdem der letzte Ton der Orgelmusik verklungen war, kam Pfarrer Leissler zu mir. Er wollte wissen, ob ich selbst sprechen möchte. Ich nickte, obwohl ich wusste, dass ich es nicht können würde. Ich stand auf und folgte ihm zum Mikrofon.

Wäre ich nicht aufgestanden, hätte *er* meine Worte, die ich zu Papier gebracht hatte, vorgelesen. Aber nein, das wollte ich nicht. Erst in der letzten Minute hatte ich mich, ohne noch weiter darüber nachzudenken, entschieden, den Text selbst zu sprechen. Ich reagierte einfach, reflexartig und gedankenlos. Dem Pfarrer gegenüber war ich aber voller Dankbarkeit, denn mit seinem Angebot, meine Worte vorzulesen, hatte er mir bis zum letzten Augenblick die Sicherheit gegeben, dass sie in die Öffentlichkeit getragen wurden. Aber nach seinem unterstützenden Vorschlag, dass ich lesen sollte, begann es in mir zu arbeiten. Zu sehr be-

fürchtete ich, dass er die Worte nicht so sprechen würde, wie sie gesprochen werden mussten, sodass mein Text dann nicht so verstanden werden würde, wie er verstanden werden sollte. Also musste ich selber sprechen. An einigen Stellen meiner Rede war die Betonung entscheidend, andere Stellen bedurften einer kurzen Pause im Redefluss, und manchmal musste die Stimme die Tonlage ändern, damit der Inhalt seine Wirkung entfalten konnte. In meiner Rede ging es um Andrea. Um ihre und meine Geschichte, die sich irgendwann miteinander verwoben hatten.

Nur kurz stockte mein Atem, als ich die vielen Menschen vor mir sah, die ich bis dahin kaum wahrgenommen hatte. Ich wusste, Andrea hatte viele Menschen gekannt, sie war überaus beliebt. Trotzdem, so viele! Und aller Augen waren auf mich gerichtet.

Als ich zu sprechen begann, veränderte sich alles. Ich sah all die Menschen, sah in ihre Gesichter, und viele davon kannte ich. Gleichzeitig entstand eine Distanz zu ihnen, eine Art Schutzschild, und ich war damit frei von jeglicher Angst, frei von Unsicherheit, und für kurze Zeit war ich sogar frei von Trauer. Es gab in diesem Moment nichts anderes – nur mich und meine Worte.

»Andrea Regina Sommer, meine Frau, war ein *besonderer* Mensch. – Für mich alleine schon deswegen, *weil* sie meine Ehefrau war, weil sie *mein* Mensch war, der Mensch, der mich *vollständig* machte. – Aber sie war auch deswegen besonders, weil sie ...«

Ich sprach von Andrea und von unserer Liebe. Weiter und immer weiter, bis zum letzten Satz, und ich schaute dabei nur selten auf das Manuskript, das vor mir lag.

Ich war mir nicht sicher, aber ich glaubte, ich hatte die Worte meines Textes tatsächlich so sprechen können, wie sie gesagt werden mussten. Aber davon ganz abgesehen, verblieb in meinem Gedächtnis keinerlei Erinnerung an meine Trauerrede.

Nachdem ich geendet hatte, sah ich Ergriffenheit in den Gesichtern, sah feuchtglänzende Augen, spürte Hände, die sich auf meine Schultern legten, fühlte Umarmungen.

Wahrscheinlich war ich sofort wieder in meine seltsame Starre verfallen, denn ich fragte mich: Wieso das alles? Was war denn geschehen? Warum stand ich hier? Ich verstand in diesem Moment das ganze Drumherum um mich nicht. Wie in Trance erlebte ich den weiteren Ablauf in der Kirche.

Es muss an diesem Tag sehr heiß gewesen sein. Doch ich spürte die Hitze nicht. Andrea war tot. Sie war nicht mehr da. Sie war gestorben und wurde an diesem Tag zur letzten Ruhe getragen. In einem Rasengrab nahe eines Baumes.

Nicht ahnend, dass ihre Lebenszeit nicht mehr allzu lange währen sollte, hatte sie bei einem der vielen Ausflüge, die uns auch immer wieder mal zum Londorfer Friedhof geführt hatten, so nebenher erwähnt, wie schön sie es fände, eines Tages an dieser friedlichen Stelle mit dem herrlichen Blick auf diesen schönen Ort begraben zu werden.

Am Tag der Trauerfeier und der Beisetzung waren in mir Stille und Demut. Erst als das normale Wahrnehmungsvermögen wieder zu mir zurückgekehrt war und ich verstand, worum es ging, erst als mich keine Erstarrung mehr in ihre gnädige Betäubung einbettete, als mich kein traumatischer Zustand mehr von meiner Qual erlöste, erfasste mich der-

maßen rückhaltlos ein brennender Schmerz, dass ich glaubte, er würde mich zerreißen. Jeder Schritt, den ich tat, war Folter, jeder Atemzug eine einzige Anklage an Gott. In mir taten sich Fragen auf, die ich aus mir hätte herausschreien können, wenn die Erinnerungen an Andreas Leiden übermächtig wurden.

Warum? *Warum???*

So schrie es in mir. Warum sie, die immer allen geholfen hatte? Warum? Warum nicht ich, der doch immer nur Beiwerk ihrer Taten war? Warum?

Eine Antwort bekam ich nicht.

Erinnerungen

Anfangs war alles in Ordnung gewesen, als ich die Frau kennenlernte, die ich kurze Zeit später heiraten sollte. Dabei hätte ich schon damals erkennen können, dass ein Zusammenleben mit ihr nicht einfach sein würde, aber ich hatte es nicht wahrhaben wollen. Es hatte mich nicht gestört, dass sie zwei Söhne aus ihrer ersten Ehe mitbrachte. Warum auch? Ich mag Kinder, sehr sogar. Ich mochte auch diese beiden Jungs, deren Vater aus Ghana stammte. Ich war einfach nur verliebt. Außerdem war doch in jeder neuen Beziehung eine Menge Hoffnung mit im Spiel, und darüber hinaus glaubte ich damals, man würde sich mit der Zeit einander schon anpassen. So wollte ich diese Auffälligkeiten an ihr nicht sehen.

Ich liebte diese Frau und wir heirateten sehr bald, ohne uns überhaupt richtig kennengelernt zu haben. Ihre Stimmungsschwankungen setzten mir natürlich zu, andererseits konnte ich vieles entschuldigen, zudem bin ich wohl ein geduldiger, nachgiebiger und verständnisvoller Mensch.

Es war noch zu Beginn unserer Ehe, da stritten wir uns heftig und ich konnte die Situation nicht länger ertragen, sodass ich aufgebracht und mit einem mächtigen Magenrollen das Haus verließ. Als ich zurückkam und die Tür zum kleinen Zimmer öffnete, in dem ich die Dinge untergebracht hatte, die mir ans Herz gewachsen waren, traute ich meinen Augen nicht. Ich sah auf ein Trümmerfeld. Auseinandergerissene Regale, zerbrochene CDs, Fotoalben und Bücher lagen wild durcheinander auf dem Boden. Soweit ich es vermochte, schaffte ich wieder Ordnung, denn die

Erinnerungsstücke aus meiner Kindheit und Jugendzeit, unter anderem auch meine alten Fotos, wollte ich nicht entsorgen und mir von niemandem nehmen lassen.

Natürlich vertrugen wir uns danach auch gleich wieder. So ist es eben, wenn man verliebt ist. Dann ist die Welt sehr schnell wieder in Ordnung und nichts kann daran etwas ändern. Das muss wohl so sein, und es ist ja auch schön, dass es so ist.

Wir waren sechs Jahre miteinander verheiratet, als meine Frau schwanger wurde. Die Hoffnung keimte auf, dass alles gut werden würde, und mit der Geburt unserer kleinen Hannah schenkte sie mir das Liebste und Wertvollste überhaupt. Die Kleine war mein Sonnenschein.

Als Hannah Monate später für ein paar Tage ins Krankenhaus musste, machte mich eine Ärztin auf das auffällige Verhalten meiner Frau aufmerksam: Sie desinfizierte im Krankenhaus jeden Gegenstand, bevor sie ihn berührte. Sie drückte die Türklinken mit dem Ellenbogen herunter statt mit der Hand, und alle paar Minuten wusch sie sich die Hände.

»Ihrer Frau würde ich dringend eine Therapie empfehlen. Können Sie nicht einmal mit ihr darüber reden?«, schlug die Ärztin vor.

Natürlich war mir das Verhalten meiner Frau nicht verborgen geblieben, aber ich war mir sicher, dass sie mir den Kopf abgerissen hätte, wenn ich ihr eine Therapie vorgeschlagen hätte, und ziemlich genau das sagte ich auch der Ärztin, woraufhin diese nur sachte den Kopf schüttelte.

Und immer wieder hatte meine Frau diese Ausraster.

Als wir in Kanada bei ihren Verwandten waren, nahm sie mich irgendwann zur Seite, ging mit mir in ein Zimmer, schloss die Tür und schrie mich an. Was mir denn wohl einfiel, mich besser mit ihren Verwandten zu verstehen als sie selbst. Dazu hätte ich kein Recht, es seien ja schließlich *ihre* Verwandten und nicht meine. Oder als wir einmal bei ihrer Schwester und deren Mann zu Besuch waren, erzählte sie über das Musical ›Cats‹, das wir uns am Wochenende zuvor angeschaut hatten. Ich selbst kannte dieses Musical in- und auswendig, weil ich damals für den Musicalveranstalter arbeitete, der diese Show produzierte. An einer Stelle korrigierte ich sie geringfügig. Das hätte ich wohl lieber lassen sollen. Sie flippte aus, geriet völlig in Rage. Alle Anwesenden saßen schweigend da, einige verdrehten die Augen.

Im Lauf der Jahre ließen die Streitigkeiten den Graben zwischen uns immer breiter werden. Wir versuchten es mit professioneller Hilfe, mit einer Eheberatung. Meiner Frau schienen diese Termine anfänglich überaus wichtig zu sein. Aber je deutlicher festgestellt wurde, dass nicht ich der Grund für unsere Eheprobleme war, umso weniger war sie an den Sitzungen interessiert. Und zum Schluss kamen wir zu jedem Termin zu spät.

Apropos Termine – dieses Thema zog sich durch unsere ganze Beziehung: Immer, wenn wir eine Verabredung oder einen Termin hatten, begann meine Frau sich in dem Moment anzumalen, in dem wir hätten losgehen müssen. Und diese Schminkerei dauerte ewig! Wir waren immer und überall im Schnitt zwei Stunden zu spät. Irgendwann ge-

wöhnte ich mir sogar an, bei Terminen, die ich selbst vereinbarte, einen Zeitpuffer einzubauen. Ich zog den Termin zwei Stunden vor und nannte meiner Frau diese frühere Uhrzeit. Das funktionierte auch erstaunlich gut und wir waren dann auch immer recht pünktlich, was meine Frau aber irgendwie zu irritieren schien.

Ich glaube rückblickend, dass dieses Zuspätkommen eine Art Machtdemonstration gewesen sein muss. Nicht andere bestimmten, wann sie irgendwo auftauchte, nein, das entschied allein sie!

Das Verhalten meiner Frau konnte ich nur schwer ertragen. Unwillkürlich musste ich an meine gutherzige, großzügige Mutter denken und damit auch an meine Kinderjahre. Zusammenfassend kann ich sagen, dass ich eine durchweg glückliche Kindheit hatte. Auch wenn mein Vater mich nicht gewollt hatte, meine Mutter hatte mich bereits geliebt, als ich noch gar nicht geboren war. Sie hielt zu mir. Das Leben musste wohl auch ein wenig gezögert haben, mich bei sich aufzunehmen, hatte mir meine Mutter erzählt, denn bei der Geburt hatte sich die Nabelschnur um meinen Hals gelegt.

Meine Mutter lebte damals noch in Schwaben, aber aus gesundheitlichen Gründen und auf Anraten der Ärzte zog sie mit mir etwas später nach Norddeutschland. In der Zeit lebte sie schon allein. Mein Vater hatte eine andere, jüngere Frau gefunden, und das hatte meine Mutter nie richtig überwinden können. Sie hatte danach auch nie wieder einen Partner. Das Geld von meinem Vater – er musste monatlich fünfundzwanzig Mark Unterhalt bezahlen – legte sie zurück. Sie gab es mir an meinem achtzehnten Geburtstag.

Meine Mutter Dora Vallen, geborene Muxfeld, wurde 1921 geboren. Sie hatte das Dritte Reich und den Zweiten Weltkrieg als Mädchen und Frau erlebt, und ihre Schilderungen darüber prägten mich. Ich fragte sie oft nach ihren Erlebnissen. Ich war interessiert – ich wollte alles wissen. Dann erinnerte sie sich an die Not, das Elend, die Angst und an all die vielen Grausamkeiten. Und sie erklärte mir die Unsinnigkeit des Krieges. Sie erzählte mir von ihren vier Brüdern, die alle an der Ostfront ›verheizt‹ worden waren. Einer von ihnen hatte einmal zwei Wochen Fronturlaub und weinte zu Hause die ganze Zeit. Er wolle nicht zurück, weil er nicht sterben wolle, sagte er. Er sagte es immer wieder – und blieb. Doch am Tag darauf kamen die Feldjäger und holten ihn. Er starb wenige Tage später in Russland, irgendwo zwischen dem Ladogasee und dem Onegasee.

Meine Mutter erzählte mir auch von den jüdischen Familien, die nach und nach abgeholt worden und nicht mehr wiedergekommen waren. Man habe von den Vernichtungslagern gehört – alle hätten es gewusst und keiner habe darüber gesprochen, sagte sie. Aber auch andere Menschen seien verschwunden: Schriftsteller, Sozialdemokraten, Menschen, die nicht geschwiegen hatten. Es sei eine Zeit des Terrors gewesen. Sie erzählte mir davon, wie die Horden der SA durch die Straßen liefen und wahllos auf Menschen einprügelten, und sie erzählte von ihrer Angst, dass plötzlich die SS oder die Gestapo kommen und sie mitnehmen könnten. Sie erzählte mir, wie sie eingezogen wurde und lernte, als Flak-Helferin jedes Flugzeugmotorengeräusch zu erkennen, um das Modell des Fliegers zu identifizieren. Sie erzählte mir, wie es war, als die Bomben fielen. Sie beschrieb mir

dieses sirrende Geräusch, das sie zeit ihres Lebens verfolgte, sodass ich es fast selbst hörte. Und sie sprach auch über die Zeit nach dem Krieg, als es nichts zu essen gab und man aufs Feld hinaus musste, um Kartoffeln zu stehlen. All das und noch viel mehr erzählte sie mir, und manchmal kam es mir so vor, als sei ich direkt dabei gewesen, und immer, wenn ich ihren Worten lauschte, sagte ich mir, dass sich so etwas niemals wiederholen durfte.

Sie erzählte mir all dies, weil ich sie immer danach fragte. Ich wollte immer wissen, wie es früher gewesen war. Trotz der Nazi-Indoktrination und trotz der Schrecken des Krieges war der innere Kern meiner Mutter intakt geblieben. Sie lehrte mich, dass vor Gott alle Menschen gleich sind und dass die Hautfarbe eines Menschen überhaupt keine Rolle spielt, und es auch ganz egal ist, wie der Gott heißt, den ein Mensch anbetet.

»Wohl mögen kulturelle Unterschiede die Völker voneinander trennen und es mag so manche Sache geben, die kulturell inkompatibel ist – und vielleicht auch sein muss. Und doch wollen alle Menschen im innersten Kern dasselbe. Wir alle wollen doch nur, dass es uns ein bisschen gut geht. Wir sorgen uns um unsere Familien und wollen unsere Freunde und Nachbarn schützen. Mehr brauchen wir Menschen doch nicht.« Ja, so sprach sie mit mir. Ich hielt sie für eine kluge Frau.

Und so wurde ich Antifaschist, lange bevor ich überhaupt wusste, was das war.

Schon als Kind hatte meine Mutter den Wunsch, später mal eine Schneiderlehre zu machen. Aber sie durfte nicht –

das Augenlicht sei zu schlecht, hieß es. Sie erlernte keinen Beruf, dafür arbeitete sie bereits im jungen Alter von vierzehn Jahren als Zimmermädchen. Später war es mal dies und mal das, meistens putzte sie für andere. Sie schämte sich dieser Arbeit nie – und wieso denn auch? Es war anständige Arbeit, die allerdings nicht viel Geld einbrachte. Dementsprechend waren wir immer knapp bei Kasse. Es reichte zum Essen und wohl auch, um etwas zurückzulegen. Aber wirklich vermisst hatte ich nie etwas.